

Sie waren erst vor Kurzem von Cambridge nach Melbourne zurückgekehrt. Margot war stolz auf den neuen Dokortitel und die Stelle an ihrer Alma Mater. John würde als Assistenzarzt im führenden Forschungs Krankenhaus der Stadt anfangen. An jenem Abend in dem kleinen Studiotheater in der Seitenstraße war sie im fünften Monat schwanger und immer noch dabei, ihr Schicksal zu akzeptieren.

Vor der Aufführung standen sie in der warmen Herbsdämmerung auf dem Gehweg und tranken Shiraz aus großen Bechergläsern — damals bei der Bohème sehr beliebt und in großer Stückzahl billig zu haben —, als Margot etwas Wein auf ihrem Babybauch verschüttete. Die rote Flüssigkeit lief an ihrer geblühten Tunika hinunter wie Blut oder Speichel.

Auf seinem Weg durch das wartende Publikum hatte der Rüdige Rossco etwas Furchtbares gerufen — Margot hat einen Braten in der Röhre! Seht euch den Koch an! —, und John war ein Stückchen näher an seine Frau herangerückt; ob aus Stolz oder Beschützerinstinkt oder irgendeinem anderen männlichen Impuls heraus, konnte sie nicht sagen, damals so wenig wie heute.

Die Frau auf der Bühne redet immer noch, lächelt immer noch. *Darf nicht klagen.*

Ihr Lächeln ist eine das Zahnfleisch entblößende Grimasse. Sie rückt sich die Brille zurecht und sieht hindurch, um die Zahnbürste zu untersuchen. Sie nimmt die Brille ab und setzt sie wieder auf, haucht die Gläser an und poliert sie mit einem Taschentuch. Anscheinend hilft ihr die Brille nicht zu entziffern, was auf der Zahnbürste steht. *Echte ... reine ... was?*

Was würde Adam von dieser Brille halten, wäre er jetzt hier? Adam hätte sicherlich eine Meinung. Ihr selbstbewusster Optikersohn. Er würde Marke und Modell der Brille erkennen. Er würde die unhygienische Reinigungsmethode missbilligen, *ts!* Er würde der Frau eine Sehschwäche attestieren, oder er würde beurteilen, wie glaubhaft die Schauspielerin eine Sehschwäche darstellt. Während der Pause würde er über all das dozieren. Er würde auf Margot einreden, während sie am Champagner nippt, und vergessen, dass seine Mutter eine Literaturprofessorin mit Verständnis für eine verdammte Metapher ist, eine Frau, die die Bedeutung der

unbrauchbaren Brille weitaus besser erklären könnte als er. Oh, es wäre eine Qual.

Adam, früher ein so lieber kleiner Junge, hat sich in letzter Zeit zu einem wenig liebenswerten Menschen entwickelt. Sie weiß nicht genau, warum es so gekommen ist.

Vielleicht ahnt er, was zwischen seinen Eltern vor sich geht, und gibt ihr die Schuld daran. Immer ist die Frau schuld. Die Mutter. So läuft das nun mal, nicht wahr?

Trotz seiner überlegenen Fähigkeiten als Optiker nimmt Adam den eigenen, heldenhaften Vater nur unscharf wahr. Als Teenager hat er sich John zur menschlichen Vorlage genommen und sich an ihn geklammert, seine Interessen und seinen Habitus übernommen. Das betraf die üblichen Klischees — sie waren Fans derselben Fußballmannschaft und derselben Serien —, erstreckte sich aber auch auf Vorlieben für bestimmte Nahrungsmittel, Wetterlagen, Konversationsstile und Kleidungsstücke. Manchmal fand Margot es niedlich — ihr hochgewachsener Sohn und sein Vater, beide in Chinos und marineblauem Button-Down-Hemd, saßen auf der Veranda, teilten sich einen Teller Antipasti, beobachteten den Regen und wetteiferten darum, der Schlagfertigere zu sein und den anderen zum Lachen zu bringen —, aber sie machte sich auch Sorgen, die Charakterbildung ihres Sohnes könnte fantasielos sein, gerade so, als hätte er nicht gemerkt, dass man sein Leben auf unzählige Weisen führen kann. Wenn man Adam so beobachtete, könnte man meinen, es sei genug, einfach nur älter und zum eigenen Vater zu werden. Als Adam entschied, Optometrie zu studieren — John war Augenchirurg —, fand Margot sich endgültig damit ab, dass ihr einziger Sohn sie nicht mehr überraschen würde.

Und auch damit, dass sie im häuslichen Trio die Außenseiterin war. Der weniger wichtige Elternteil. Sie akzeptierte die seltsame Freiheit, die mit dem Status einherging. Ihrer Karriere hatte es jedenfalls nicht geschadet.

Doch Adams zwiespältige Gefühle für seine Mutter haben sich neuerdings zugespitzt. Ständig ist er enttäuscht von Margot. Ständig weist er sie zurecht. Sie trennt den Müll nicht richtig. Sie kauft in den falschen Läden ein. Sie gibt zu viel Geld beim Friseur aus. Sie kauft die falschen Lebensmittel. Sie mag die falschen Fernsehstars. Sie

macht seinem Baby die falschen Geschenke. Sie kümmert sich falsch um John. Es ist ermüdend.

Irgendwie wünscht sie sich, sie wäre liebenswerter. Sie wünscht sich, er würde sie einfach nur umarmen und liebhaben.

Vielleicht wird er es eines Tages gut sein lassen mit dem ständigen Bewerten.

Die Frau auf der Bühne hat Zahnbürste und Brille beiseitegelegt.
Alte Dinge. Alte Augen.

Margot wechselt ihre Haltung und schlägt die alten Beine übereinander, deren Umrisse sie im Dunkeln gerade noch ausmachen kann. Sie ist froh, dass ihre Knöchel im Alter nicht dick geworden und verschwunden sind. Schlanke Fesseln sind ein Qualitätsmerkmal für Jung und Alt. Darüber wohlgeformte Waden und zierliche Knie — früher pflegte John zu sagen, ihre Beine wären wie gedrechselt. Wie mit Hammer und Meißel modelliert.

Das Kribbeln im Hals ist zurück. Ein sehr hartnäckiges Kribbeln. Margot hustet wieder.

Der junge Mann neben ihr wird unruhig. Sein Arm hält weiterhin die Lehne in Beschlag. Soll er sie haben, der kleine Scheißer. Mit seinem Papagei und seiner Straßenbahn und seiner Uni.

Über Universitäten könnte sie ihm so einiges erzählen. Vielleicht studiert der junge Mann an ihrer Uni? Die passende Anspruchshaltung bringt er ja mit. Aber er hat keins ihrer Seminare belegt, da ist sie sich sicher.

Zu Beginn jedes neuen Semesters, wenn sie vor ihren Studierenden steht — *Gefangenschaft und Bewusstsein: Einführung in die Literatur des 19. Jahrhunderts* für die im ersten Jahr, *Eliot, James, Woolf* (das nach den ersten paar Wochen unweigerlich den Spitznamen *George, Henry, Ginny* bekommt) für die im dritten —, spürt sie, wie eine Art leichtes Fieber sie befällt, eine Mischung aus Adrenalin, Wohlwollen und reinsten Hoffnung. Ein neuer Raum voller junger Leute, die über Bücher sprechen wollen. Die über Bücher nachdenken wollen.

Oh, wie Margot sie liebt. Sie liebt ihr Nicken, ihr schiefes Lächeln, ihre unbeholfene Coolness. Die Gesichter kann sie sich jahrelang merken. Seit Kurzem stellt die Verwaltung auf ausdrückliche Bitte anderer Dozenten Kurslisten mit Porträtfotos der Studierenden zur Verfügung. Margot braucht die Fotos nicht. Ihren Kollegen

gegenüber hat sie mehr als einmal erwähnt, dass sie die Fotos nicht braucht.

Der junge Mann neben ihr sitzt in keinem ihrer Seminare, da ist sie sich sicher. Möglicherweise ist er Theaterwissenschaftler, oder er studiert an einer der örtlichen Schauspielschulen. Oder Beckett steht neuerdings — Gott bewahre! — in Kursen für Kreatives Schreiben auf dem Lehrplan.

Margot hustet wieder.

Ist der Mann neben ihr nicht der Einzige, der irritiert wirkt?

Hat sich nicht auch die kleine Frau zu Margots rechter Seite verärgert aufgesetzt?

Und eine weitere, die schräg vor ihr sitzt, ein paar Plätze näher am Gang? Margot beobachtet das Profil der Frau. Sie hat große, längliche Nasenlöcher und ein Hexenkinn, ihr weißes, hochgestecktes Haar wird von einer schwarzen Schmetterlingsklammer gehalten.

Margot hustet abermals, und der Kopf der Frau ruckt herum. Es kommt zum Blickkontakt.

Die Frau ruckt zurück, sieht zur Bühne und seufzt hörbar, sie stellt ihren Unmut zur Schau, als wäre Margots Unbehagen ein persönlicher Affront.

Da fällt Margot ein, dass sie noch Fisherman's Friend in der Handtasche hat.

Sie greift hinein und fühlt die Theaterkarte, einen Stift und ein paar alte, zerknüllte Papiertaschentücher. Sie findet den kleinen Beutel. Die Öffnung an der Längsseite ist praktischerweise wiederverschließbar. Margot schiebt den Verschluss auf, holt eine Pastille heraus und nimmt sie in den Mund. Die Pastille klackert gegen ihre Zähne. Margot spielt mit dem Gedanken, laut auf dem Bonbon herumzulutschen, es mit der Zunge hin und her zu drehen und sich immer wieder gegen die Zähne zu schieben, sozusagen als Akt der Rebellion. Sie tut es nicht. Stattdessen hält sie die Lutschpastille still und drückt sie mit der Zunge fest gegen den Gaumen, wo sie sich auflöst und der Saft mit dem frischen, medizinischen Geschmack ihren Rachen hinunterläuft. Es funktioniert.

Margot ist erleichtert und konzentriert sich auf die Frau im Grashügel.

Die Frau küsst einen Revolver! Meine Güte! Das war jetzt unerwartet!

Der Kuss ist verstohlen und schnell.

Margot lächelt. Gott weiß, so einen könnte sie gut gebrauchen. Einen Revolver zum Küssen. Und zum Töten.

Sie könnte sich eine hübsche kleine Schusswaffe unters Kissen legen. Das harte Ding würde gegen ihren Kopf drücken und in ihre Träume eindringen, ein schützender Widerstand, um der männerförmigen Silhouette an ihrer Seite etwas entgegenzusetzen.

Würde sie eine solche Waffe geheim halten? Oder wäre die abschreckende Wirkung größer, wenn er davon wüsste? Schlag mich noch ein Mal, und ich erschieße dich — so was in der Art. Aber was, wenn er die Waffe vorher findet? Was, wenn er auf die Idee kommt, seinem Arsenal eine echte Waffe hinzuzufügen? Wenn er sich überlegt, dass seine riesigen, zu Fäusten geballten Hände nicht mehr ausreichen?

Aber, Margot, Margot, du vergisst — nichts davon ist geplant, rein gar nichts. Er hat sich nichts davon überlegt, das haben die Ärzte ausnahmslos bestätigt. Ihn trifft keine Schuld.

Ach. Leckt. Mich. Ihr. Ärzte.

Die Frau auf der Bühne hat den Revolver in den schwarzen Sack zurückgesteckt. Nun hält sie ein Milchglasfläschchen in der Hand, in dem sich ein Rest rote Flüssigkeit befindet. Sogar von ihrem Platz im Rang aus kann Margot erkennen, dass es sich um eine typische alte Apothekerflasche handelt, wie sie in einem Freilichtmuseum im Regal des Drogisten stehen würde. Das weiße Etikett löst sich teilweise ab.

Vor und nach ... Mahlzeiten ... prompte ... Besserung.

Die Frau schraubt die Flasche auf und nimmt einen Schluck, wobei sie den Kopf beim Trinken übertrieben weit in den Nacken legt. Die leere Flasche wirft sie über die Schulter.

Ein kurzes Klirren, ein leises, tiefes Stöhnen.

Die Medizin zu trinken war das Vernünftigste, was die Frau im Grashügel seit dem Aufwachen getan hat, findet Margot.

Jetzt trägt die Frau Lippenstift auf und mustert sich im Schminkspiegel. Das Licht ist erbarmungslos.

Die Frau lächelt. Ihr Lächeln ist traurig und leicht verzweifelt.

Margot mag die Frau im Gras nicht besonders.